

6]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Aber Per Holt sagt ablenkend: „So, so, so. Prost, Kameraden!“

Sie trinken, aber es ist kein rechter Humor bei der Sache. Der Hügel-Per fragt Per Holt, ob er das Malerhandwerk erlernt habe. „Denn mir scheint, Du malst Kruzifixe da drüben an Dein Haus.“

Darüber müssen sie alle herzlich lachen.

„Das kann uns doch einerlei sein, Du Schäfskopf,“ sagt die Frau in vorwurfsvollem Ton.

Per Holt schweigt eine Weile. Dann sagt er, es komme ihm so vor, als könne es den anderen Häusern auch nicht schaden, wenn sie ein bißchen in Ordnung gemacht würden. „Aber um auf das zurückzukommen, wovon wir schon einmal gesprochen haben — unsere Lage wird nicht besser, ehe wir uns alle zusammengeschlossen haben.“

Torf-Lammes: „Nun beginnt er, hol's der Satan, wieder. Hal hal hal!“

Jerik: „Unsere Lage wird, hol's der Teufel, nie anders.“

Moor-Christian bewegt den schiefen Kopf: „Nein, beim Himmel, niemals!“

„Nein, wenn Ihr selber nichts dazu tut,“ sagt Per Holt.

Jerik: „Ach was, zum Donnerwetter, Prost, Ihr Leute...“

Am Morgen muß man früh heraus
die Pferde füttern geh'n.
Dann wird geritten, dann wird gesungen,
dann wird der pfeifende Säbel geschwungen.
Dibelbum, dibelbum, dibelbumbel
dibelbum, dibelbumbel.

Jerik hat den andern beigebracht, den Refrain mitzusingen. Aber Hügel-Per kommt immer einen Ton zu spät mit seinem dei—aa!

Per Holt von neuem: „Ja, wir können wohl an diesem oder jenem Tage uns amüsieren und lustig sein, aber am Werktag ist es das reine Elend mit uns, namentlich im Winter.“

Hügel-Pers Frau sagt dann sehr bestimmt und sehr laut: „Das ist wahr genug, was Per Holt da sagt, jedes Wort ist wahr.“

Jerik springt auf: „Ich weiß es wohl, aber wenn es nun doch einmal nicht anders werden kann, dann mag ich es nicht immer hören — ich mag es, hol's der Teufel, nicht immer hören.“

„Ach, so macht doch endlich einmal, daß Ihr fortkommt, Ihr Göhren!“ Die Frau scheint etwas sagen zu wollen, aber sie kann nicht, denn die Kinder plagen sie. Bald das eine, bald das andere.

„Hier bin ich wohl der Mann!“ ertönt Hügel-Pers Stimme.

Torf-Lammes lacht.

Per Holt sagt: „Könnt Ihr denn nicht sehen, daß eine neue Zeit beginnt...“

„Kein Wort mehr davon“ ruft Jerik. „Wir brauchen das sozialistische Gewäsch wohl nicht anzuhören, wenn wir nicht wollen, sollt ich meinen.“

Moor-Christian: „Ja, das sollte man doch eigentlich denken.“

Jerik: „Und hast Du es noch immer nicht begriffen, dann ist es wohl besser, daß ich es Dir auf andere Weise beibringe.“

Jerik zeigte ihm seine geballte Faust.

Da erhebt sich Per Holt. Er zieht die schwarzen Augenbrauen zusammen und seine Nasenflügel vibrieren:

„Wir auch recht, wenn Ihr es auf diese Weise haben wollt. Ich bin, Gott sei Dank, wohl auf und bei Kräften.“ Per redt seine Arme. Seine Stimme zittert.

Pers forsches Auftreten macht einen starken Eindruck. Er flößt Respekt ein. Sie schielen alle zu ihm herüber.

Hügel-Pers Frau blickt freimütig zu Per Holt auf. Und es ist merkwürdig, wie klar ihre Augen in dem Augenblick sind, als sähe sie etwas Schönes und als sei der Druck des Lebens einen Augenblick von ihr genommen.

Es gelingt ihr, die ganze Sache freundschaftlich beizulegen, indem sie den letzten Kaffee und den letzten Schluck aus der Flasche anbietet und verteilt.

5.

Per Holts Träume nahmen Gestalt an, während er auf den Federn des Hoibyhofes erntete.

Seine Gedanken wurden hoch und golden.

Er ward ihm leichter zu glauben, wenn er hier ging und das goldene Korn vor seiner jugenden Sense fiel.

Es würde auch ein Erntetag kommen für all das, was Leben und Wachstum war und einen Sinn hatte.

Per Holt ließ seine Augen den Weg entlang schweifen, wo die Moorhäuser lagen... Er sah, es waren keine baufälligen Hütten mehr; sie waren gefalzt, gemalt, fein säuberlich alle mit klaren Fensterreihen.

Vor jedem Häuschen war ein Garten mit Blumen, so herrlich schön und frisch. Die Frauen traten heraus, um einige davon abzuschneiden und die Zimmer damit zu putzen.

Der nichtkultivierte Boden ringsumher trug nun schwellendes Korn, so schwer und leuchtend fett...

Er blickte sich ringsum; da war kein Fleck, der nicht Frucht trug...

Er schloß die Augen halb und sah vor seinem inneren Auge ganz Dänemark, dessen Gärten und Felder im goldnen Farbenrausch des Herbstes leuchteten.

Und alle Menschen gingen so frei und froh umher und führten wie im Spiel und mit Freude die klingende Sense durch die blanken Salme.

Sie waren alle gleich einem Hoibyhönig, jeder auf seinem Eigenen, von einem Ende des Landes bis zum andern...

Und wie vergnügt alle die kleinen Kinder im Sonnenschein spielten!

Das alles sah Per.

Darauf senkte er.

Er kannte ja gut genug die Wirklichkeit daheim in den Moorhäusern.

Sie wollten nicht einmal hören, was Per ihnen sagen konnte; sie wurden direkt feindlich gegen ihn.

Das hatte seinen Grund wohl darin, daß er nicht die Gabe besaß, es richtig zu sagen, so zu sagen, daß niemand widerstehen konnte.

Er fühlte, daß es in seiner Brust, in seinem Herzen lebte; aber er vermochte es nicht zur Macht und zum Siege zu führen.

Es war alles so armselig.

Die Lerche, die ihre Triller hoch über die Felder schmetterte, dieser Vogel, diese kleine Lerche, war im Grunde reich. Sie konnte singen, daß man ihr zuhören mußte — so herrlich, wie in diesem Jahr schien sie ihm nun auch noch nie gesungen zu haben. Und sie fuhr fort und fuhr fort zu singen, daß man vollständig hingerissen war.

Als Per mit seinem Schwaden zu Ende gekommen war, strich er seine Sense, daß es weit über die Felder und Wiesen bis hinunter zur Hoibyhau sang und klang.

Und er fuhr fort zu streichen, strich und strich, als hätten die Töne, die durch die Sommerlust dahinglitten, ihn völlig gesaugen genommen...

Ach ja, was war es nur, an das er hätte denken wollen.

Ja, er wollte mit Niels Rask sprechen, mit dem Bauern vom Hoibyhof. Er sollte ihn stützen und ihm helfen, die Moolente und die anderen Kleinen Leute der Gemeinde zu wecken und für seine Sache zu interessieren.

Per Holt konnte den Gedanken nicht loswerden, daß etwas geschehen müsse.

Er konnte nicht ruhig leben, sähen es ihm. Denn er hatte ja etwas gesehen.

Das hatten die anderen armen Männer nicht; denn sie glaubten nicht. Vielleicht damals, als sie jung waren. Aber jetzt nicht mehr.

Ihre Hoffnung war eingestülpt durch die Gedanken des armen Mannes und durch das Hüttenleben des armen Mannes — ach das war so leicht zu verstehen...

Aber Per wollte Hilfe suchen bei diesem Christlichen

Bauern, der im Glauben lebte und unentwegt von dem Guten sprach.

Und der konnte helfen.

Wenn man jeden Tag in seiner Nähe weilte, spürte man am besten, welche Kraft und welche Macht von diesem Manne ausging.

Die Ernteleute kehrten zum Mittagessen heim. Die Knechte hielten den Senfenstiel in der Hand und die Sense selbst lag auf den Schultern, so daß das krumme Stahlblatt, das wie Silber leuchtete, in der Sonne über ihren Häuptern funkelte.

Die Wangen der Mädchen waren rund und rot wie reife Äpfel, und ihre hellblauen Augen leuchteten klar von der Arbeit und dem frischen Erntewind.

Der Bauer wandte sich an Per:

„Ich sehe es an Deinem Blick und merke es an Deinem Wesen, daß der Herrgott sich an Deine Seele gewandt hat. Halte fest daran. Daß es niemals, niemals wieder fahren.“

Per ward ganz eigentümlich zu Mut; er antwortete:

„Uebrigens ist da etwas, worüber ich gern mit Dir sprechen möchte, Niels Rask.“

Der Bauer hielt inne:

„Sprich frei heraus, Per. Es scheint eine Gnadenstunde für Dich werden zu sollen.“

„Ja, Du bist ein rechtschaffener und rechtlich denkender Mann, Niels Rask.“

Der Hoißykönig horchte auf.

„Du weißt wohl, wie es um uns kleine Leute steht?“

„Ja.“

„Kennst Du nun auch wirklich unser ganzes Elend, Niels Rask?“

Der Hoißykönig nickte nur; er pflegte seine Worte nie zu wiederholen.

Da klang es so innig und treuherzig aus Pers Munde:

„Ich fühle den Drang in mir, mich der Sache der kleinen Leute anzunehmen. — Willst Du nun, Niels Rask, mir helfen bei den andern; Du bist ein so starker und selbstsicherer Mann.“

„Was meinst Du damit?“

„Daß sie ihre Stellung begreifen lernen und sich organisieren.“

(Foris. folgt.)

1)

Der Eisgang.

Von N a z i m G o r k i. (Autorisierte Uebersetzung von August Scholz.)

Am Flusse, der Stadt gegenüber, war eine Gruppe von sieben Zimmerleuten damit beschäftigt, in aller Eile den Eisbrecher zu reparieren, den die Leute aus der Vorstadt während des Winters arg demoliert und als Brennholz verwandt hatten.

Der Frühling hatte sich in diesem Jahre verspätet — der junge März blühte fast so griesgrämlich wie der Oktober drein. Nur um die Mittagszeit, und auch nicht alle Tage, erschien an dem von Wolken verhängten Himmel für kurze Zeit die winterlich bleiche Sonne und blickte ein Weilchen von irgend einem blauen Fleck zwischen dem Gewölk scheel auf die Erde nieder.

Es war bereits Karfreitag, und das von den Dächern nieder-tropfende Wasser froh in der Nacht zu ellenlangen bläulichen Eiszapfen; auch das vom Schnee entblößte Eis auf dem Flusse hatte eine bläuliche Färbung, wie die winterlichen Wolken.

Die Zimmerleute schwingen ihre Äxte, von der Stadt aber tönte melancholisch, zur Kirchenandacht ladend, das Erz der Glocken herüber. Die Köpfe richteten sich empor, die blauen Augen schauten nachdenklich in den Nebel, der die Stadt einhüllte, und mehr als einmal geschah es, daß eine Art, die auf das Holz niedersausen sollte, einen Augenblick wie unentschlossen in der Luft hängen blieb, als ob sie den anheimelnden Glockenton zu zerspalten fürchtete.

Hier und da starteten auf dem breiten Eisgürtel des Flusses dunkle Riesennäse empor, mit denen die Uebergänge, die Bühnen und Eispalten markiert waren; wie die krampfhaft gekrümmten Hände eines Ertrinkenden ragten sie in die Luft hinein.

Ein Hauch von trostloser Langeweile weht von dem Flusse her; so starr und öde liegt er da unter der rauhen, porösen Eisbede, wie ein einseitig gerader Weg in das Reich des Nebels, aus dem mürrißig und träg ein feuchter, kalter Wind herüberstreicht.

... Kolonnenführer Dissip, der stets und überall Sichtbare, ein fauberes, adrettes Männchen mit regelmäßig geschnittenem silbernen Wärtchen, das sich in Ringeln über die roßigen Wangen und den geschmeidigen Hals hinzieht, ruft mit lauter Stimme:

„Na, immer munter, munter, Ihr Faulpelze!“

Und dann wendet er sich, ein spöttisches Lächeln um die Lippen, zu mir:

„Und Du, Aufpasser — was steckst Du Deine Stumpfnase so in die Luft? Weißt Du überhaupt, Jungchen, was Deines Amtes ist? Du bist doch vom Arbeitgeber hergeschickt, um uns anzutreiben:

Heda, ihr faules Volk, immer munter, munter! Dazu bist Du da, verstanden? Und Du stehst da, mein Junge, wie ein abgestorbener Baum und blinzelt nur immer! Nicht zum Blinzeln bist Du her-gestellt, sondern dazu, daß Du die Augen weit aufreißt und uns anschreist! So gehört sich's für 'nen Aufseher, verstanden? ... Kommandieren mußt Du uns, Du Rudulsei!“

Und dann schreit er wieder auf die Arbeiter los:

„Heda, nicht gegähnt! Die Arbeit muß heut endlich fertig werden, Ihr Schlingel!“

Dabei gibt es in der ganzen Kolonne keinen größeren Faulpelz als Dissip. Er ist in seinem Handwerk sehr geschickt, und er arbeitet rasch und gewandt, mit Eifer und Geschick, aber er ist kein Freund von allzu großer Anstrengung und erzählt in einem fort irgendwelche Wundergeschichten. Mitten in der Arbeit, wenn die Leute so recht bei der Sache sind und in dem aufrichtigen Bestreben, alles recht gut zu machen, schweigend ihr Werk verrichten, beginnt Dissip plötzlich mit einsameiselmelnder murrender Stimme:

„Da ist mal eine Geschichte gewesen, meine lieben Kinder. . .“

Zwei, drei Minuten lang achten die Leute nicht auf ihn, sondern zimmern, sägen und hobeln unbedrossen weiter, die sanfte, melancholische Tenorstimme jedoch murmelt und rieselt, und ehe man sich's versieht, hat sie die Aufmerksamkeit der andern gefesselt. Dissips helle blaue Augen blinzeln so zuckerzäh und die Finger spielen so neckisch mit dem krausen Bart, und förmlich vor Wohlbehagen schmagend, reißt er Wort an Wort:

„Wie er also den Schlei gefangen hatte, legte er ihn in seinen Korb, ging im Walde daher und dachte bei sich: „Das wird mal heut abend eine schöne Fischsuppe geben. . .“ Da mit einemmal ruft irgendwo eine feine Frauenstimme: „Jelesja-ai, Jelesja-aj . . .“

Der lange, knochige Mordwine Lenja, mit dem Zunamen „der Heide“, ein junger Bursche mit ganz kleinen, verduht drein-schauenden Augen, läßt sein Weil sinken und steht mit offenem Mund da.

Und aus dem Korbe antwortet eine dicke Bassstimme: „Hier bin ich!“ . . . Und in demselben Augenblicke, Schwapp! — springt mein Schlei aus dem Korbe und geht und geht, zurück nach seinem Wasserloch . . .“

Der alte Soldat Sjanjawin, ein mürrißiger Trunkenbold, der an Atemnot litt und längst mit der ganzen Welt zerfallen war, sprach mit seiner rauhen, heiseren Stimme:

„Wie kann denn ein Schlei auf trockenem Boden gehen, wo er doch ein Fisch ist?“

„Und kann ein Fisch vielleicht sprechen, hm?“ fragt Dissip seinerseits mit freundlicher Stimme. „'s ist eben 'ne kuriose Ge-schichte!“

Molkej Budyryn, ein schweigsamer, unscheinbarer Graulopi mit einem richtigen Hundegesicht — die Wadenknochen und Kiefer stehen weit vor, während seine Stirn tief zurücktritt — preßt seine drei Lieblingsworte durch die Nase:

„'s kann schon sein! . . .“

Jedesmal, wenn etwas Wunderbares, Schauriges, Ungeheuer-liches oder Niederträchtiges erzählt wird, wiederholt er leise, doch mit unerschütterlicher Ueberzeugung, diese Worte:

„'s kann schon sein! . . .“

Und es ist mir, als ob er mich mit seiner harten, schweren Faust dreimal gegen die Brust schlägt.

Die Arbeit geriet in Stillstand — weil nämlich Jakow Sojew, ein schießgewahriener, stotternder Bursche, gleichfalls etwas von einem Fische erzählen wollte. Schon hat er seine Geschichte be-gonnen, aber man glaubt ihm nicht und läßt über seine stotternde Sprechweise; er ruft Gott zum Zeugen an, er schimpft, tüchtelt wütend mit dem Meißel in der Luft herum und schreit, während die anderen vor Lachen plagen wollen, mit wuschäumendem Munde:

„Einem andern . . . glaubt Ihr alles, was er Euch auch vor-schwindelt . . . Und wenn ich 'was Wahres erzähle . . . dann grinst Ihr, Ihr Epikhuben . . . Ein Donnerwetter soll Euch holen!“

Alle haben aufgehört zu arbeiten und bewegen sich, frei die Arme reitend, geräuschvoll auf dem Plage. Da nimmt Dissip die Mütze von dem silbernen schimmernden Scheitel und ruft streng:

„Nun ist's genug! Es hat abgeläutet, Ihr habt Euch verpusstet — jetzt wieder ans Werk!“

„Hast ja selbst angefangen!“ Inurrt heiser der Soldat und spuckt in die Hände.

Dissip laun es sich nicht versagen, auch mir noch rasch eins aus-zuwischen:

„Nun nimm mal die Augen in die Hand, Du — Auf-passer! . . .“

Ich habe den Eindruck, daß er seine ganz besondere Absicht hat, wenn er die Leute so mit seinen Erzählungen von der Arbeit abhält: ob sein Geschwätz nur dazu dienen soll, seine eigene Faulheit zu ver-decken oder ob er den Leuten damit Gelegenheit zum Ausruhen geben will, ist mir nicht recht klar. Vor dem Unternehmer spielt Dissip den ergebenden Diener, er scharwenzelt und lagbuddelt vor ihm und weiß auch richtig an jedem Sonnabend ein „Trinkgeldchen“ für die Kolonne bei ihm herauszuschlagen

Um seine Kolonne ist er überhaupt sehr besorgt, aber die alten Leute lieben ihn nicht, halten ihn für einen Narren und Müßig-gänger und benehmen sich ihm gegenüber ziemlich respektlos, und auch die Jugend, die sein Geschwätz ganz gern hört, nimmt ihn nicht ernst und hegt gegen ihn ein schlecht verhehltes Mißtrauen, das zuweilen von Feindseligkeit nicht fern scheint.

Der Woidvine, der einige Schulbildung hatte und mit dem ich zuweilen ziemlich offenerzig sprach, gab einmal auf meine Frage, was für ein Mensch dieser Ossip sei, lächelnd zur Antwort:

„Der Teufel mag's wissen . . . aber sonst kommt man mit ihm ganz gut aus . . .“

Und nach einer Weile fügte er hinzu:

„Der verstorbene Michajlo, der ein sehr verständiger Mensch war, sagte einmal zu Ossip, wie er sich mit ihm ankte: „Bist Du denn überhaupt ein Mensch? Als Stecht taugt Du nichts, und zum Herrn bist Du nicht geboren — und so wirst Du Dein Lebtag wie ein Zimmermannsblei, das man an der Ecke vergessen hat, hin und her schwanken! . . . Und das trifft auch wirklich auf ihn zu . . .“

Dann versank er in Nachdenken und sagte, abermals nach einer Pause, mit einer gewissen Unsicherheit:

„So aber ist mit ihm auszukommen, wie gesagt . . . ein ganz guter Mensch!“

Ich habe unter diesen Leuten einen recht schweren Stand. Mit meinen fünfzehn Jahren bin ich von dem Unternehmer, einem entfernten Verwandten von mir, angestellt, um den Materialverbrauch zu kontrollieren und darauf acht zu geben, daß die Zimmerleute nicht die Nägel stehlen oder die Bretter in der Schenke vertragen. Sie lassen sich jedoch keineswegs durch meine Anwesenheit stören, sondern stehen so viel Nägel und Bretter, als sie nur wollen, und geben mir deutlich zu verstehen, daß ich eigentlich ganz überflüssig bin. Und finden sie Gelegenheit, mir so aus Versehen mit einem Brett einen Stoß zu versetzen oder mir sonst einen Schabernack zu spielen, dann tun sie es nur zu gern.

Ich fühle mich so vereinsamt, so beschämt und fremd unter ihnen; ich möchte ihnen gern etwas sagen, das sie mit mir ausführen würde, ich quäle mich ab, das passende Wort zu finden — doch ich finde es nicht, und ich habe selbst das drückende Bewußtsein, überflüssig zu sein.

Jedesmal, wenn ich das Quantum des gebrauchten Materials in mein Buch einschreibe, kommt Ossip mit gemächlichem Schritt auf mich zu und fragt mich:

„Na, hast Du es aufgezeichnet? Zeig' mal her . . .“

Er bequackt meine Notiz mit zusammengekniffenen Augen und sagt obenhin:

„Daß' ne recht kleine Schrift . . .“

Er selbst versteht nur die Drucktypen der Kirchenschrift nachzumalen, die gewöhnliche Kurrentschrift ist ihm unbekannt,

„Was ist denn das hier für ein Buchstabe?“ fragt er mich.

„Das ist ein großes „B“.“

„So so, ein großes „B“ . . . Das soll wohl Bretter heißen? Und was steht denn dahinter?“

„Die Zahl 5.“

„Falsch! Eine 6 muß es sein.“

„Nein, eine 5.“

„Wieso denn eine 5? Der Soldat hat doch eben noch ein Brett fortgenommen! . . .“

„Wo zu? Es war doch keins mehr nötig!“

„Wieso denn nicht? Er hat's in die Schenke getragen . . .“

Er blickt mir mit seinen kornblumenblauen, heiter lächelnden Augen ins Gesicht, wickelt dabei seine Vartloken um den Finger und sagt mit einem Ausdruck bodenlosster Unverschämtheit:

„Schreib nur ruhig eine 6 hin! Sieh mal, mein kleines Rudel sei — es ist doch so kalt und naß, und die Arbeit ist schwer, da wollen die Leute ihre Seele ein bißchen erquiden und mit Branntwein anwärmen. Sey' nur keine so strenge Miene auf, der liebe Gott kann die strengen Leute nicht leiden! . . .“

Er spricht noch eine ganze Weile so in seiner gleichenden, tranken Weise fort; seine Worte fallen auf mich wie ein Regen von Sägespänen, der mich innerlich blind macht, und ich zeige ihm die geänderte Ziffer.

„Na, siehst Du — so stimmt's!“ sagt er. „Jetzt sieht die Ziffer viel schöner aus, wie eine dicke Kaufmannsfrau sieht sie da, so rund und behäbig . . .“ (Fortf. folgt.)

Maxim Gorkis „Mutter“.*)

„In Wahrheit seid Ihr alle Genossen, alle Verwandte, denn alle seid Ihr Kinder einer Mutter — der Wahrheit. Die Wahrheit hat Euch geboren und durch ihre Kraft lebt Ihr.“

„Der eine will dieses, der andere jenes. Eine Mutter aber will immer Liebe.“

Durch einen großen Teil der Presse geht die ungeheuerliche Nachricht, Maxim Gorki drohe neuerdings der Prozeß wegen seines Romanes „Die Mutter“ und seine Verbannung nach Sibirien stehe nicht außer dem Bereiche des Möglichen. Gorki hat auch wegen dieses Romanes in der Verbannung gelebt, und er kehrt zurück, als vor kurzer Zeit anlässlich des Romanow-Jubiläums eine Amnestie erlassen wurde, die dem Sinne nach auch ihn miteinbegreift. Wenn der russische Staatsanwalt jetzt den Dichter vor das aus Millionen Schreckensurteilen bekannte Forum moskowi-

*) Dieser stärkste und ausgesprochen sozialistische Roman erschien zuerst in „Vorwärts“.

tischer Gerichtsbarkeit schleppt, so begeht er damit einen Akt so schimpflichen Vertrauensbruchs, wie er selbst für Rußland wohl einzig dasteht.

In Gorki, dem Dichter, nimmt der gebildete Teil der ganzen Welt warmes Interesse. Aber mit ungleich stärkeren Linien ist sein Name in die Herzen des internationalen Proletariats eingegraben. Denn er ist kein Dichter, der Dichter des Proletariats. Selbst der dunklen, namenlosen Masse entsprossen, am eigenen Körper und in der eigenen Seele ihr Schicksal miterlebend, all seine Kraft und sein Können aus den unsichtbaren Quellen schöpfend, aus denen der Lebensgeist der Massen stammt, so wurde er einer von jenen, die mit Künstlergeist der Welt all das zu künden wissen, was Millionen erleben, und stumm in sich begraben müssen.

Sein Roman „Die Mutter“ ist in Rußland verboten, weil es ein Arbeiterbuch ist. Ihm selbst will man den Prozeß machen, weil er darin vom Befreiungskampf der russischen Massen spricht, von Kämpfen und Siegen der sozial-revolutionären Idee, von der Selbstermannung der Arbeiter und vom allmählichen Erwachen des Bauernvolkes. Vielleicht ist das der geeignete Moment für die Arbeiter außerhalb Rußlands, das Buch ihres Dichters in die Hand zu nehmen und aus ihm ein Stück Gegenwartsgeschichte zu lernen, das in erster Linie Geschichte des Arbeiterstandes, Geschichte des Proletariats ist.

Eine Mutter ist die Heldin dieses Buches. Eine alternde Frau, die während der Zeit ihrer Ehe das unsägliche Schicksal ihrer Millionen Geschlechtsgenossinnen tragen mußte. Der Mann, ein wüster Patron, dessen einzige Freude das Krügeln und dessen einziger Genuß der Branntwein war. Ein stumpfes Arbeitstier in der Fabrik. Einer von jenen Tausenden, wie sie die Fabriken jeden Feierabend ausspeien, „wie unnütze Schlacke“. Er schlägt die Frau und prügelt den Sohn. Bis dieser, der die Stärke des Alten geerbt hat, sich eines Tages mit erhobenem Schmiebekammer vor ihn hinstellt und ihm ins Gesicht brüllt, daß er sich nicht mehr von ihm schlagen lasse. Der Alte nimmt's als Beweis der Mündigkeit, läßt fortan den Jungen für das Haus sorgen, führt noch einige Zeit das Leben eines Viehes weiter und stirbt.

Nun tritt im Herzen der Mutter der Sohn völlig an Stelle des Vaters. Er ist jetzt ihr Herr. Aber obwohl sie vor ihm nicht weniger Angst hat, als vor seinem Vater, wagt sie es, ihn leise und unterwürfig zu bitten, ein anderes Leben zu führen, sich nicht sinnlos zu betrinken, sich nicht zu Roheiten hinreißen zu lassen.

Aber Pawel Blawoff scheint nicht zu hören. Er lebt, wie die andern jungen Burshen. Er tanzt und betrinkt sich und führt das Messer lose im Gürtel. Die Mutter wagt nicht, ihre Mahnungen zu wiederholen, aber sie verdoppelt ihre Sorgfalt für ihn und wartet ängstlich und doch voller Hoffnung, daß er dieses Leben satt bekommen würde.

Er bekommt es satt, schneller als sie ahnt. Er bleibt Sonntags zu Hause, bringt Bücher mit, liest in ihnen halbe Nächte durch. Die Mutter beobachtet ihn unausgeseht. Es ist nicht viel Gespräch zwischen ihnen beiden und sie begreift unbedeutend, daß der Sohn Wege geht, die abseits ihres Gedankenkreises liegen. Das beunruhigt sie, obwohl Pawel sich in allem zu seinen Gunsten von seinen Kameraden unterscheidet. Sie merkt, da wächst in ihm irgend etwas auf, mit dem sie, die Mutter, nicht Schritt halten kann. Und eine Angst ergreift sie, daß ihr Kind ihr seelisch entgleiten könnte und der brennende Wunsch wacht in ihr auf, von allem zu wissen, was er denkt, es mitdenken zu können, ihm geistig nahe zu bleiben.

Und eines Tages wagt sie denn die schwere Frage an den Sohn:

„Ich möchte Dich fragen, was Du immer liest.“

Und der Sohn sagt der Mutter, er lese verbotene Bücher. „Es ist deswegen verboten, sie zu lesen, weil sie die Wahrheit über unser Leben — das Leben der Arbeiter — sagen. Sie werden heimlich gedruckt und wenn man sie bei mir findet, werde ich ins Gefängnis geworfen . . . ins Gefängnis, weil ich die Wahrheit wissen will. Verstehst Du das?“

Nein, sie, die Mutter, versteht das nicht. Sie begreift nur, daß der Sohn sich etwas Gewaltigem und Schrecklichem geweilt hat. „Ihr war stets im Leben alles unvermeidlich erschienen, sie war gewohnt, sich allem unterzuordnen . . .“

Und der Sohn beginnt, ihr von der Wahrheit zu sprechen. Er erinnert sie an ihr eigenes Leben. Er erzählt ihr von den andern draußen, die den Kampf mit der Macht aufgenommen haben. Er sagt ihr, was er will: lernen und handeln. Erst lernen, unermüdlich lernen, — dann ebenso unermüdlich kämpfen.

Sie begreift es nicht. Sie fühlt, daß es vielleicht besser wäre, gar nichts von all dem zu wissen. Aber sie wird dem Kinde nicht hindernd in den Weg treten. Mag er ihn denn gehen, diesen Weg, von dem sie glaubt, daß er ihn von ihr wegführe. . . . Was kann eine Mutter tun? —

Und sie hält still zu allem, was Pawel tut. Es kommen Leute aus der Stadt. Sie fürchtet sich vor ihnen, aber sie kämpft ihre Angst nieder — um des Sohnes willen. Sie sitzt still dabei, wie die Fremden — junge Leute und junge Mädchen — aus Büchern vorlesen und über das Gelesene sprechen. Sie versteht oft den Sinn der Worte nicht, aber sie versteht den Sinn dieses Zusammenseins, begreift den Inhalt des Wortes „Genossen“, mit dem die Freunde einander begrüßen. Sie begreift, daß hier eine Gemeinsamkeit sich schmiedet, die anders ist als die innerhalb der Familie und doch vielleicht fester und wertvoller. Und ihr Herz schlägt

immer in denselben Wunsch: Mitgehen können, nicht zurückbleiben, begreifen, verstehen — helfen.

Die Mutter Pawels wird langsam zur Mutter all dieser Menschen, die in ihr Haus kommen und die mit ihrem Sohn den gleichen Weg gehen. Sie sorgt für sie in tausend Kleinigkeiten, kocht ihnen den Tee, strickt Strümpfe für die Mädchen — und horcht immer zu, was sie reden und lesen. Manchmal zweifelt sie: „Ich bin zu alt“. Aber dann hofft sie wieder. „Ich verstehe es doch recht gut.“ Nur Angst hat sie um Pawel.

Eines Tages kommt die erste Haussuchung. Ein Revolutionär wird in ihrem Hause verhaftet; man sucht nach Büchern, verhöört sie. Aber je länger die Soldateska im Hause wütet, desto ruhiger wird die Mutter, desto sicherer weiß sie ihre Antworten zu geben. Sie hat die Feuerprobe bestanden. Sie hat etwas miterlebt, was ihr Leben an das des Sohnes und seiner Freunde knüpfen muß. Und wird innerlich dessen froh.

Und nun, immer wieder zurückgeworfen von der Angst und immer wieder vorwärts gepreßt vom Beispiel des Sohnes und der Wahrheit der neuen Gedanken, die auf sie einströmen, wird sie mitgerissen auf dem Wege der Wahrheit. Sie ist dabei, wie Pawel seine erste Rede an die Arbeiter unter freiem Himmel hält, und sie schreitet hinter ihm, als er bei der Kaiserin zum erstenmal die rote Arbeiterfahne entfaltet und furchtlos auf die Bajonette des Militärs zuschreitet. Sie weiß seit Monaten: „Man wird Pawel verhaften, wird ihm den Prozeß machen, wird ihn nach Sibirien schicken. Sie wird es erleben, vielleicht heute schon.“ Aber ihr Herz bleibt ruhig dabei. Es muß sein. All die anderen müssen es auch, — mancher aus dem Kreis, der sie „Mutter“ nennt, ist während der Zeit dorthin gekommen. Nur wenn sie daran denkt, daß man ihren Sohn im Gefängnis schlagen könnte, — dann kehrt für einen Augenblick alle Angst und alles Grauen wieder.

Man verhaftet Pawel und die meisten seiner Freunde. Die vollendete Tatsache zwingt sie doch beinahe in die Knie. Aber eines rettet sie: sie darf das Werk des Sohnes fortsetzen. Flugblätter müssen in die Fabriken geschafft werden. Sie trägt sie als Speiseverkäuferin am eigenen Leibe dorthin. Freut sich, die Polizeispione überlisten zu können und berauscht sich fast an der Gewißheit, daß man auch sie eines Tages verhaften würde.

Sie zieht in die Vorstadt zu einem Revolutionären. Bei der Beerdigung eines Genossen kommt es auf dem Friedhof zu einem blutigen Kampf zwischen der Polizei und der Menge. Ein junger Dursche wird verwundet, sie rettet ihn und pflegt ihn. Später geht sie hinaus aufs Land, trägt den Bauern verbotene Schriften zu, lernt ihr Leben kennen. Und je weiter sie kommt, und je mehr sie ihre Kraft dem revolutionären Gedanken weihet, desto umfassender wird für sie der Begriff Mutter, wie alle sie nennen. Es ist ihr, als habe sie selbst diese Millionen Leidender und kämpfender Menschen geboren, als sei sie ihnen allen „Mutter“, trage alle ihre Sorgen und lebe ihre Leiden tausendfältig.

Unterdessen ist der Prozeß ihres Sohnes herbeigekommen. Als Verwandte darf sie der Farce der Verhandlung beiwohnen. Noch einmal hört sie ihren Sohn sprechen vor seinen Richtern, die er als Richter nicht anerkennt, groß, frei, gewaltig. Dann führt man ihn hinaus, — zurück ins Gefängnis, nach Sibirien.

Pawels Rede aber soll in vielen tausend Flugblättern ins Land hinausflattern. Die Mutter selbst will sie aufs Land bringen. Aber auf dem Bahnhof schon erfüllt sich ihr Schicksal — sie wird verhaftet.

Das ist der Inhalt des Buches, um dessentwegen Gorki jenen Sibirienweg antreten soll, den er selbst seine Helden gehen läßt. Vielleicht, daß auch er als Opfer seines Werkes fallen wird, ein zerbrochenes Glied mehr in der Kette des nach Befreiung lebenden Volkes. Aber die Kette ist unzerreißbar, und ihre Glieder wachsen nach — hundert für eins, das da zerbrach.

Die Arbeiter der ganzen Welt aber mögen dieses Buch wieder und wieder in die Hand nehmen. Und aufs neue werden sie der Wahrheit inne werden, die eine Mutter ihnen darin kündigt:

„In Wahrheit seid Ihr alle Genossen, alle Verwandte, denn alle seid Ihr Kinder einer Mutter, — der Wahrheit. Die Wahrheit hat Euch geboren und durch ihre Kraft lebt Ihr!“

C. B. RÖPPEL.

Kleines Feuilleton.

Völkerrunde.

Das Rätsel der Osterinsel. Die einsame Osterinsel im stillen Ozean hat der Wissenschaft so mancher Rätsel aufgegeben, über die man sich lange den Kopf zerbrochen hat. Man sah in diesem Eiland die Reste eines früheren Kontinents oder zum mindesten ein wichtiges Bindeglied zwischen Polynesien und Südamerika, und man staunte die geheimnisvollen Toloßalen Steinbilder an, die auf hoher Mauer über die Insel gewaltig emporgingen. Um die Romanität dieser Rätselinsel noch zu erhöhen, kam der Umstand hinzu, daß die Zahl der Bewohner immer mehr zusammenschmolz und man ein Aussterben der Bevölkerung befürchtete. Durch systematische Erforschung hat nun Dr. Walter Knöche Licht in dieses vielsache Dunkel gebracht. Er berichtet über die von ihm gewonnenen Resultate in einem Aufsatz der „Mischau“.

Die Zahl der Bewohner hat jetzt wieder zugenommen; während sie vor dreißig Jahren nur wenig über 100 betrug, ist das Eiland heute von 228 Menschen bewohnt, und auch die Zahl der Frauen, die damals nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachte, ist heute wieder auf die Hälfte der Einwohner angewachsen. Die Bevölkerung der Osterinsel, die früher eine fast zehnmal so große Menschenzahl wie jetzt ernährte, ist durch die grausamen Verwüstungen peruanischer Seeräuber sowie durch Krankheiten, wie Pocken und Lepra, dezimiert worden. Die heutigen Einwohner sind nach Sprache und Körperbau zweifellos reine Polynesier. Da noch eine zusammenhängende historische Tradition vorhanden ist, so kann man aus den Erzählungen einen ungefähren Schluß auf die Zeit der Einwanderung ziehen. Etwa 30 Häuptlingsgeschlechter haben auf der Insel geherrscht, und je nachdem man die Regierungszeit mit 10 oder 20 Jahren annimmt, kommt man dann auf das Jahr 1600 oder 1300 n. Chr. als die Zeit, da die Ozeanier in zwei großen Kanoes unter dem Häuptling Hotu-Matua die Insel besiedelt haben. Die ersten europäischen Besucher dieses einsamen bewohnten Punktes der Erde waren 1712 der Reisende Roggeveen und sein Begleiter, der Deutsche Behrens. Mit Polynesien oder Südamerika hat die Osterinsel nie in einem geographischen Zusammenhang gestanden; sie ist rein vulkanischen Ursprungs und über einem relativ alten Meere emporgehoben. Jedenfalls waren die polynesischen Besiedler nicht die Erbauer jener berühmten Monumente, die von den Eingeborenen „Moais“ genannt werden. Auch zur Lösung dieser Frage kann die noch heute auf der Insel erhaltene Ueberlieferung Aufschlüsse bieten. Danach war das Eiland bei der Ankunft der Polynesier von den „Langohren“ besiedelt, die die Denkmäler erbauten. Die Neuankömmlinge, die „Kurzohren“, mußten ihnen bei der Arbeit helfen. Als die Kurzohren sich aber sehr vermehrt hatten, da empörten sie sich gegen die Urbewohner der Insel, besiegten sie und rotteten sie aus. Außerdem stürzten sie auf Befehl ihrer Königin die Standbilder, die zweifellos Ahnenbilder über Familiengräbern waren, herunter. Die Erbauer der Riesensteinbilder, die „Langohren“, sind jedenfalls von Westen her gekommen; der Name schreibt sich von der Dehnung der Ohrläppchen her, die ihnen bis auf die Schultern herabhängen. Die „Kurzohren“ haben diese Sitte später übernommen, und noch heute trägt eine einzige Geringe auf der Insel diese Schmuckform einer ferneren Vergangenheit. Die ersten Bewohner der Osterinsel werden wohl einer Rasse angehört haben, die weiter von Westen kommend die ostpolynesischen Inselwelt bevölkerte; sie entwickelten dann auf dem an Hilfsmitteln überaus armen Inselchen eine eigenartige Kultur, so daß man von der „Robinsonade eines Wäldchens“ sprechen kann. Ein Rätsel besteht allerdings noch heute auf diesem von so vielen Geheimnissen umtobenen Eiland. Man hat hier Schrifttafeln mit einer höchst ausgebildeten Silberchrift gefunden, deren Hieroglyphen, so die Schlangenschilder, nicht der Insel entitammen können, da es auf ihr keine Schlangen gibt.

Astronomisches.

Das Gesamtlicht des Sternenhimmels. Wenn der Mond nicht am Himmel steht, gilt die Nacht als dunkel, auch wenn die Luft völlig klar ist und die Sterne in ungetrübtem Glanz sichtbar sind. Eine merkliche Erhellung der Erde durch die Sterne allein ist eben für unsere Sinne nicht vorhanden. Höchstens die Venus in ihrem höchsten Glanz kann vielleicht einen leisen Schatten werfen. Die Wissenschaft besitzt aber selbstverständlich Mittel, auch das vom Sternenhimmel ausgehende Licht zu messen. Der berühmte, vor wenigen Jahren verstorbene Astronom Newcomb hatte schon vor längerer Zeit den Versuch unternommen, das Gesamtlicht der Fixsterne zu bestimmen, und war zu dem Schluß gelangt, daß dies Licht ungefähr dem von 2000 Sternen erster Größe gleich sei. Die Grundlagen dieser Berechnung waren noch recht unvollkommen. Der holländische Astronom Kapteyn, einer der erfolgreichsten Forscher des Fixsternhimmels, hat diese Angabe dahin verändert, daß er das Licht des Sternenhimmels gleich 2485 Sternen erster Größe setzte. Jetzt hat Dr. Chapman eine neue Lichtmessung auf photographischem Wege ausgeführt und ist zu einem wesentlich anderen Ergebnis gelangt, das die Leuchtstärke des Sternenhimmels viel geringer erscheinen läßt. Sie kommt nämlich nach diesen Untersuchungen nur 700 Sternen erster Größe gleich. Dieser Astronom gibt außerdem die überraschende Aufklärung, daß nur die Hälfte des Lichts von den Sternen herrührt, die heller als die zehnte Größenklasse sind und an Zahl etwa eine Viertelmillion betragen. Da für das bloße Auge nur Sterne bis zur fünften Größe sichtbar sind, so kommt also der überwiegende Teil des Sternlichts von solchen Himmelskörpern her, die einzeln mit dem bloßen Auge nicht mehr gesehen werden können. Die auch für das Fernrohr schwächeren Gestirne, die bis zur 25. Größenklasse herabgehen, haben allerdings wohl kaum viel zu der Gesamtmenge des Lichts beizutragen. Beiläufig ist zu bemerken, daß es 11 Sterne am Himmel gibt, die noch heller sind als die erste Größenklasse. Der Sirius z. B., überhaupt der hellste Fixstern des Himmels, kommt etwa 33 Sternen erster Größe gleich, und jene 11 Sterne zusammen wiegen 33 solcher von erster Größe auf. Die größte Lichtmenge wird von den für das Auge nicht mehr sichtbaren Sternen zwischen neunter und zehnter Größe geliefert.